

Auswirkungen von Trennung und Scheidung auf das Individuum und im gesellschaftlichen Kontext

Einführungsstatement zum Workshop D1

Prof. Dr. Wassilios E. Fthenakis¹

Das Statistische Bundesamt in Wiesbaden gibt Jahr für Jahr die Scheidungszahlen bekannt. 1997 wurden 187 802 Ehen (7% mehr als im Vorjahr), 1998 waren es 192 438 (2.5%, d.h. 4 636 mehr als ein Jahr zuvor) geschieden. Und jedes Jahr wird lapidar darauf hingewiesen, daß erneut ein Höchststand an Scheidungen erreicht wurde. Die Wahrscheinlichkeit, daß eine Ehe in den alten Bundesländern geschieden wird, hat sich seit 1978 verfünffacht. Man schätzt, daß sich die Scheidungsrate in Deutschland bei fast 40% liegt. Kritiker dieser Entwicklung bemängeln, daß heute die Trennung und Scheidung von der eigenen Frau leichter sei als die Kündigung eines Vertrags bzw. die Entlassung eines Mitarbeiters. Sind wir nicht demnach auf dem besten Wege, eine „posteheliche Gesellschaft“ zu etablieren?

Der amerikanische Soziologe Paul Amato hat behauptet, daß der Wechsel von dem Modell einer lebenslangen Ehe zu einem Modell der „seriellen Monogamie“ eine grundlegende Veränderung in unserer Gesellschaft repräsentiert. Es geht dabei primär um das Thema, wie Menschen im Laufe ihrer Entwicklung ihr Bedürfnis nach Intimität befriedigen. Darüber hinaus ist im Gegensatz zu früher heute der Zusammenhang zwischen Sexualität und Ehe schwach. Der Anteil von Männern und Frauen, die bereits vor ihrer Ehe sexuelle Aktivitäten aufnehmen, hat in den letzten Jahrzehnten stark zugenommen. Die Zunahme ehelicher Instabilität hat dazu beigetragen, jeden dieser Trends zu verstärken, obwohl sie nicht die einzige Ursache ist. So werden zum Beispiel Kinder mit geschiedenen Eltern gewöhnlich früher sexuell aktiv als Kinder aus nicht geschiedenen Familien. Die Gelegenheit zur Beobachtung elterlicher Sexualität bei gleichzeitig geringer Überwachung der Kinder, wie dies bei alleinstehenden Eltern häufig vorkommt, erhöht die Wahrscheinlichkeit, daß Jugendliche selbst frühzeitig sexuelle Beziehungen eingehen. Menschen, deren Ehe gescheitert ist, tendieren mit höherer Wahrscheinlichkeit zu nichtehelichem Zusammenleben mit einem Partner oder einer Partnerin. In ähnlicher Weise wählen Kinder geschiedener Eltern in jungem Alter häufiger das nichteheliche Zusammenleben als bevorzugte Form der Partnerschaft als Kinder, deren Eltern nicht geschieden sind.

Für Menschen, die eine Scheidung unmittelbar erlebt haben und auf diese Weise die Zerbrechlichkeit einer Ehe erfahren mußten, ist also das nichteheliche Zusammenleben ein Arrangement, das die Möglichkeit bietet, Intimität und Gemeinschaft zu erleben, ohne eine formelle Verpflichtung einzugehen, welche langfristig nicht tragfähig sein könnte.

Unabhängig davon, ob die Erklärung darin gesucht wird, daß Leute mit nicht traditionellen Einstellungen mit größerer Wahrscheinlichkeit ohne Trauschein zusammenleben bzw. sich

¹ Prof. Dr. Dr. Dr. Wassilios E. Fthenakis
Maria Theresia Str. 9 - D-81675 München
Tel. (089) 41 900 530 - Fax (089) 229 410
Mobil (0171) 35 35 990 - E-Mail wassilios@fthenakis.de
Homepage: www.fthenakis.de

scheiden lassen oder ob die Erfahrung des nichtehelichen Zusammenlebens eine Liberalisierung der Einstellungen bedingt, stellen nichteheliche Lebensgemeinschaften somit nicht nur eine Reaktion auf die hohe Rate ehelicher Instabilität, sondern auch einen Faktor dar, welcher die Rate ehelicher Instabilität verstärkt. Man kann diesen Wechsel als Abnahme der Bereitschaft oder Fähigkeit interpretieren, langfristige Beziehungen aufrecht zu erhalten oder als einen Zuwachs an individueller Freiheit, neue Beziehungen einzugehen und zu erproben, nicht befriedigende Verbindungen zu verlassen und nach besseren Perspektiven zu suchen.

Von daher zeichnet sich ab, daß die Gestaltung von Beziehungen der Suche nach Intimität eine zunehmende Bedeutung zukommt. Es stellt sich zudem die Frage, ob dieser Trend nicht gleichzeitig die Ankündigung einer radikalen Veränderung unseres Ehekonzeptes oder des Modells partnerschaftlichen Zusammenlebens andeutet?

An dieser Stelle könnte ein Vergleich von Motiven für die Heirat im Verlauf der Geschichte aufschlußreich sein. So hat der französische Soziologe Jean Rousell idealtypisch *vier Modelle* unterschieden: Zunächst diente die Ehe der rechtlichen Absicherung und Weitergabe von Besitz. Man heiratete deshalb nur, wenn man über Besitz verfügte. Familienrechtliche Fragen, wie wir sie heute kennen, wurden im Rahmen des Eigentumsrechts mitverhandelt. Inhaber der elterlichen Sorge war der Eigentümer von Besitz, in der Regel der Vater.

Als ab Mitte des 19. Jahrhunderts, infolge politischer, wirtschaftlicher und ökonomischer Veränderungen, Menschen zu Geld kamen ohne über Besitz zur verfügen, mußte dieses *ökonomisch-rechtliche Ehemodell* durch ein neues, das *institutionell-rechtliche Modell*, ersetzt werden. Man heiratete nunmehr, um eine Familie zu gründen. Die Familie wurde als die „Keimzelle“ der Gesellschaft betrachtet. Diese institutionelle Orientierung in Hinblick auf die Ehe überließ die Entscheidung über die Partnerwahl nicht allein den Betroffenen: Eltern, Heiratsvermittler, der Staat, die Kirchen und andere hatten dabei ein gewichtiges, wenn nicht sogar das entscheidende Wort mitzureden.

Das gemeinsame an beiden Modellen war eine gut funktionierende, starke rechtliche und soziale Kontrolle von Ehe und Familie. Und das Ergebnis? Die Scheidungsraten waren gering.

Nach dem ersten und vor allem nach dem zweiten Weltkrieg, als die gesellschaftlichen Systeme zusammenbrachen, wurde die Frage aufgeworfen, welchen Zielen die Familie nunmehr zu dienen habe. Hinzu kamen Veränderungen sowohl im sozialen Bereich als auch in den Partnerschaftskonzepten von Mann und Frau, die zu einer radikalen Veränderung bezüglich der Motivation zur Eheschließung geführt haben: Nicht mehr primär ökonomische oder sozial-normative Gründe, sondern psychologische Faktoren waren nunmehr für eine Familiengründung entscheidend. Man heiratete, um ein Kind zu bekommen, das Mutter und Vater Freude bereiten und ihrem Leben einen Sinn geben sollte. Dieses *kindzentrierte Modell* mit sinnstiftendem Charakter war das dominante Modell der Nachkriegszeit.

Das gemeinsame an allen drei Modellen war, das sie sich auf die eine oder andere Weise sozial konstruieren ließen: zumindest beim dritten, dem kindzentrierten Familienmodell, hat die Gesellschaft den Eltern vermittelt, wie ein guter Vater und wie eine gute Mutter zu sein hat. Über die soziale Konstruktion von Elternrollen konnten die Gesellschaft und der Staat somit direkten Einfluß auf die Familie gewinnen.

Nunmehr zeichnet sich seit geraumer Zeit eine weitere radikale Veränderung ab. Das Kind steht nicht mehr (oder vorerst nicht) im Mittelpunkt der Motivation, ob man überhaupt und

wenn ja, wer man heiraten soll. Vielmehr wird eine *Maximierung des individuellen Glücks* in einer auf Dauer angelegten, qualitativ hochwertigen Beziehung angestrebt. Soziologen sprechen von Intimität in der Beziehung. Das neue an diesem Modell besteht darin, daß Intimität oder Maximierung des individuellen Glücks in einer Beziehung subjektiv bestimmbare Größen sind. Sie stellen in der Regel das Ergebnis eines Aushandlungsprozesses zwischen den beiden Partnern dar. Ein solcher Prozess wird mangels Vorbildern auch kaum sozial konstruiert werden können. Damit entzieht sich dieses Modell der sozialen Kontrolle wie kein anderes zuvor. Dass eine solche Form des Zusammenlebens weniger institutionalisiert und leichter aufgelöst werden kann als frühere Modelle, liegt auf der Hand.

Wenn sich diese Entwicklung fortsetzt wie bisher, resultiert daraus die Gefahr, eine „postheleliche“ Gesellschaft zu etablieren, in der traditionelle Werte gegenüber der Gemeinschaft und Verantwortung für andere Personen zunehmend verdrängt werden durch Betonung von Werten der Selbstbestimmung und dem Vorrang von persönlichem Glück.

In der Scheidungsforschung hat man bislang voranging die Auswirkungen von Scheidung auf die betroffenen Kinder, deren Eltern und die Familie als System untersucht. Eine Reflexion darüber, welche Konsequenzen eine hohe Scheidungsrate für eine Gesellschaft hat, ist bis heute weitestgehend ausgeblieben. Man hat nur gelegentlich die ökonomischen Kosten für den Steuerzahler beklagt.

Forschungsergebnisse verweisen z. B. darauf, daß Kinder aus geschiedenen Familien problematischere Beziehungen zu ihren Eltern haben, als Kinder aus nicht geschiedenen Familien. Diese schwachen Eltern-Kind-Beziehungen setzen sich im Erwachsenenalter fort. Davon scheint in besonderer Weise die Vater-Kind-Beziehung betroffen zu sein. In der fast zwanzigjährigen Geschichte des Gesetzes zur Neuregelung der elterlichen Sorge, das bis zum 30. Juni 1998 galt, wurden in Deutschland etwa zwei Millionen Kinder von ihren Vätern getrennt bzw. die Beziehung zwischen ihnen rechtlich in einer nicht immer kindgerechten Art und Weise geregelt. Die Paradoxie liegt darin, daß gleichzeitig die Bedeutung des Vaters für die Entwicklung des Kindes zunehmend anerkannt wurde. Die Politik hat sich um das Schicksal dieser Kinder (und deren Eltern) kaum gekümmert, obwohl es neben Armut und sozialer bzw. kultureller Ausgrenzung einen Teil der sozialen Probleme im Land begründet.

Neben dieser auf der rechtlichen Ebene erzeugten Schwächung der Eltern-Kind-Beziehung macht wachsender Wohlstand und Gesundheit die ältere Generation zunehmend weniger von ihren Kindern abhängig. Geographische Mobilität von Eltern und ihren erwachsenen Kindern tragen gleichfalls dazu bei, daß die Verbindungen zwischen den Generationen nicht gerade gestärkt werden. Andererseits nutzen viele Großeltern moderne Kommunikationsmedien, um den Kontakt zu ihren Kindern aufrechtzuerhalten und mit ihnen zu kommunizieren. Was sie aber nicht wünschen, ist dieses Konzept einer „Liebe auf Abstand“, rückgängig zu machen.

Das Statistische Bundesamt weist ferner darauf hin, daß etwa zwei Drittel der geschiedenen Männer wieder heiraten. Der amerikanische Scheidungsforscher Frank Furstenberg hat auf die Auswirkungen von Wiederheirat für Kinder und die Gesellschaft aufmerksam gemacht. So steigert der Eintritt eines Stiefvaters zwar das familiäre Einkommen, was den Lebensstandard der Kinder verbessert. Seine Anwesenheit ist jedoch nicht immer von Vorteil für die psychische Entwicklung des Kindes. Mavis Hetherington fand, daß die Anzahl der Kinder, die bei Wiederheirat eines Elternteils auf professionelle Hilfe angewiesen sind, doppelt so groß ist (47%!) wie bei einer Scheidung. In manchen Aspekten geht es den Kindern sogar schlechter als Kindern mit einem alleinstehenden (geschiedenen) Elternteil. Das hängt damit zusammen,

daß die Beziehungen zwischen Kindern und Stiefeltern nicht immer eng oder sogar herzlich sind.

Obwohl manche Jungen in der Vorpubertät positiv auf einen Stiefvater reagieren, zeigen Jugendliche beiderlei Geschlechts mit großer Wahrscheinlichkeit negative Reaktionen. Mädchen protestieren sogar stärker als Jungen gegen die Wiederheirat eines Elternteils. Viele Kinder betrachten den Stiefvater als Außenseiter in der Familie und weisen seine Versuche zurück, Autorität und Disziplin auszuüben. Sie sind in der Regel eifersüchtig auf die emotionale Verbindung zwischen dem Stiefvater und ihrer Mutter. In der Folge ziehen sich die Stiefväter, die anfänglich versuchen, enge und unterstützende Beziehungen zu den Stiefkindern aufzubauen, mit der Zeit in eine sichere Distanz zurück.

Noch schwieriger gestaltet sich der Integrationsprozeß für Stiefmütter, da man von ihnen mehr erwartet als von Stiefvätern z.B. in Hinblick auf die Übernahme von Betreuungs- und Erziehungsaufgaben. Zudem halten außerhalb lebende, biologische Mütter engeren Kontakt zu ihren Kindern als Väter, was die Beziehung der Kinder zu ihrer Stiefmutter belasten kann.

Obwohl die Forschungsergebnisse bezüglich Stieffamilien nicht immer negativ ausfallen und viele Kinder ihren Stiefvater positiv bewerten, ja manche Stiefkinder sich sogar im Erwachsenenalter ihrem Stiefvater näher als ihrem leiblichen Vater fühlen, scheinen viele Stieffamilien von diesem Potential nicht zu profitieren.

Furstenberg hat zudem auch darauf hingewiesen, daß die Beziehungsnetze, die auf Wiederheirat begründet sind, gewöhnlich weniger eng in dem Sinne sind, dass eine Person in der Familie eine Beziehung zu zwei Personen (z. B. neuer Partner der Mutter, neue Frau des Vaters) haben kann, welche untereinander keine Beziehung haben (können oder wollen). Für die Kinder entstehen infolge einer Wiederheirat zwar „elternreiche“ Familien, diese gewährleisten jedoch weniger Unterstützung als traditionelle verwandtschaftliche Netzwerke. Darüber hinaus läßt sich ableiten, daß aufgrund der hohen Scheidungs- und Wiederheiratsraten die Verwandtschaftsnetzwerke der Zukunft wahrscheinlich zwar größer, aber weniger effektiv sind als die in der Vergangenheit. Und dabei darf nicht übersehen werden, daß die Scheidungsrate bei wiederverheirateten Familien immerhin noch höher liegt als bei einer ersten Ehe.

Ein weiterer Aspekt ist, daß von einer Scheidung betroffene und kinderreiche Familien, vor allem aber Familien mit einem alleinstehenden Elternteil, als Sozialhilfeempfänger in der Statistik überrepräsentiert sind. Die Wahrscheinlichkeit in Armut zu geraten, steigt somit erheblich infolge von Scheidung und mit der Anzahl der Kinder und korreliert hoch mit dem Familienstatus „alleinstehender Elternteil“ nach einer Scheidung.

Die Folgen von Armut für die Kinder sind gut dokumentiert: Armut ist nicht nur mit Gesundheitsproblemen, mit schlechterer Schulbildung, mit häufigeren Schulabbrüchen, sondern auch mit emotionalen Belastungen und Verhaltensproblemen, einschließlich Depression, geringem Selbstwertgefühl und mit Schwierigkeiten im Umgang mit Gleichaltrigen assoziiert.

Armut in der Kindheit bringt zudem häufig Probleme im Erwachsenenalter mit sich: Schlechtere Ausbildung, Berufe mit niedrigerem sozialen Status und geringeres Niveau subjektiven Wohlergehens. Ein wichtiger Aspekt dabei ist, daß schlechtere Lebensbedingungen nicht nur Folgen für die betroffenen Kinder, sondern auch für die Gesellschaft haben, welche eines Tages von diesen Kindern abhängig sein wird. Die Verantwortung für wichtige soziale Einrich-

tungen wird möglicherweise in die Hände von jüngeren Menschen gelegt, welche über weniger menschliches Kapital sowie physische, psychische und soziale Ressourcen verfügen, auf die sie sich stützen können. Bereits heute sind die Anforderungen der Wirtschaft im globalen Wettbewerb auf die Menschen so groß, daß viele Kinder, die in Armut aufwachsen mußten, diesen nicht gerecht werden können.

Ökonomische Probleme sind darüber hinaus selbst eine Ursache für eheliche Konflikte, wie auch von Scheidung. Eheliche Instabilität und Armut sind somit Teile einer sich gegenseitig verstärkenden Dynamik geworden mit verheerenden Konsequenzen für das Leben von Kindern und für die Gesellschaft.

Ehescheidung trägt ferner dazu bei, das in der Gesellschaft mühsam erreichte relative Gleichgewicht zwischen den Geschlechtern erneut zu erschüttern. Es erfolgt nicht nur für die geschiedene, alleinstehende Frau ein vergleichsweise größerer ökonomischer Abstieg als bei geschiedenen Männern. Auch für die Töchter aus Scheidungsfamilien reduzieren sich die Ausbildungschancen stärker als bei den Jungen. Töchter von alleinstehenden Müttern werden selbst später mit höherer Wahrscheinlichkeit in eine ähnliche Situation wie ihre Mütter kommen. Durch eine Scheidung erhöht sich für sie erneut das Risiko für ökonomische Probleme. Die Chancen auf ökonomische Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern werden somit langfristig untergraben.

Die Teilnahme von Frauen am Arbeitsmarkt wird einerseits von vielen Soziologen als der wichtigste Faktor zur Erklärung steigender Scheidungsraten herangezogen: Ökonomische Selbständigkeit von Frauen mindere den ehelichen Zusammenhalt, schmälere die Vorteile, die mit einer Ehe verknüpft sind und erleichtere es Frauen, unglückliche Verbindungen zu verlassen. Wie die LBS-Familien-Studie belegen konnte, sind die Bedingungen, unter denen heute die Vereinbarkeit von Familie und Beruf organisiert werden muß, alles andere als familienfreundlich. Vor daher vermehrt die Berufstätigkeit von Männern und Frauen die Konflikte bezüglich der Übernahme beruflicher und familiärer Verpflichtungen wie auch Streit betreffend häusliche Arbeitsteilung, was wiederum zu vermehrten Belastungen für die Ehe und zu erhöhtem Scheidungsrisiko führen kann.

Die erweiterte Berufstätigkeit der Frau kann jedoch auch eine Folge ehelicher Instabilität sein. Während viele Frauen nach der Geburt des Kindes zunächst ihre Berufstätigkeit wieder aufgenommen haben, um zum familiären Einkommen, und auf diese Weise mittelbar zur Ehequalität und –stabilität beizutragen, setzen sie später ihre berufliche Beschäftigung fort oder erweitern sie sogar, weil sie eine Scheidung entweder befürchten oder antizipieren. Zunehmend setzt sich von daher Einsicht über die Bedeutung von Berufstätigkeit für Frauen in einer Gesellschaft durch, in der sie nicht auf eine lebenslange ökonomische Unterstützung ihres Mannes zählen können.

Auf einen weiteren in Hinblick auf die gesellschaftliche Relevanz von erhöhten Scheidungsraten interessanten Aspekt haben einige Wissenschaftler hingewiesen: In unserer Kultur wird Individualismus zunehmend betont. Dieser Trend hat sich in den zurückliegenden Jahren noch mehr verstärkt. Unbeschränkter Individualismus ist jedoch darauf ausgerichtet, eigene Interessen auf Kosten der Gesellschaft zu verfolgen. Es wird nunmehr die These vertreten, daß dieser neue Individualismus die Stabilität der Ehe unterminiert hat. Hoch ausgeprägter hedonistischer Individualismus hat die Partner von heute dazu gebracht, unrealistisch hohe Erwartungen über das Ausmaß persönlicher Erfüllung in einer Beziehung zu entwickeln. Gleichzeitig macht eine relativ schwache Verpflichtung gegenüber der Norm der lebenslangen Ehe die

Menschen immer weniger dazu bereit, Opfer aufzubringen und zur Sicherstellung ehelicher Stabilität mehr in die Beziehung zu investieren. Im Gegensatz zu früher, wo die Ehe noch eine tiefe religiöse und soziale Bedeutung und deshalb bessere Überlebenschancen hatte, ist sie heute nur noch in dem Umfang attraktiv, als sie das individuelle Glück fördert.

Eine im Übermaß individualistische Einstellung unterminiert mit der Zeit die Ehequalität. So haben neuere Studien nachgewiesen, daß Menschen, die sich stärker der Norm einer lebenslangen Ehe verpflichtet fühlten, vermehrt eheliches Glück und ein geringeres Ausmaß an ehelichen Konflikten erlebten als Menschen, für die diese von untergeordneter Bedeutung war. Die Zunahme ehelicher Instabilität trägt somit zur erweiterten Verbreitung einer Kultur des Individualismus bei, und ist gleichzeitig deren Ergebnis. Eine Kultur des Individualismus kann somit die Tendenz zu Scheidung fördern, wie auch eine hohe Scheidungsrate zu einer Kultur des Individualismus beitragen kann. In dem Moment aber, in dem Scheidung in einer Kultur normativ geworden ist, wie dies in den westlichen Industrieländern bereits der Fall ist, kann sie selbst die Kultur erzeugen, welche eine hohe Scheidungsrate zu einer sich selbst fortsetzenden Tatsache macht.

Zwei Studien haben gezeigt, daß Einzelpersonen in der Folge beim Zerschlagen ihrer Ehe zur Übernahme einer liberaleren Haltung gegenüber Scheidung tendieren. In einer Gesellschaft, in der der Einzelne mit der Annahme konfrontiert wird, daß die meisten Ehen nicht lebenslang halten können, macht es Sinn, den eigenen Bedürfnissen gegenüber der Beziehung Priorität einzuräumen. Solche Erwägungen legen nahe, daß das hohe Niveau ehelicher Instabilität eine treibende Kraft hinter der vermehrten öffentlichen Akzeptanz von Scheidung, wie auch einer stärker individualistischen Einstellung bezüglich der Ehe sein kann.

Wir stehen gegenwärtig vor einer Situation, in der eheliche Instabilität und alleinerziehende Elternschaft das Alter reduziert haben, in dem junge Leute sexuell aktiv werden, sie haben die Häufigkeit nichtehelichen Zusammenlebens gesteigert, die Verbindungen zwischen den Generationen (insbesondere zwischen Kindern und Vätern) geschwächt, das verwandtschaftliche Netzwerk zwar erweitert, aber zugleich auch instabiler gemacht. Die Anzahl der Kinder, die in Armut leben, wurde erhöht und der Fortschritt in Richtung Gleichberechtigung der Geschlechter unterminiert. Zugleich hat die Berufstätigkeit der Frauen zugenommen und unsere Kultur hat sich in Richtung vermehrter Individualismus bewegt.

Die beschriebenen sozialen Tendenzen werden von verschiedenen Faktoren bestimmt. Die Ehescheidung als die fundamentale Ursache für alle sozialen Probleme anzusehen, ist dennoch falsch. Wir haben es mit zirkulären Wirkungsmechanismen zu tun, die diesen Transformationsprozess in der Gesellschaft bedingen. Dieser hat zudem eine noch nicht da gewesene Beschleunigung erreicht. Auf Phasen beschleunigter Transformation folgen jedoch bekanntlich Phasen mit einem neuen Gleichgewicht.

Wir sind von daher derzeit Zeugen der Verbreitung eines neuen Familienmodells, dessen Hauptcharakteristiken darin bestehen, dass es schwächere Zusammenhänge zwischen Sex, Ehe und Geburt, eine instabilere eheliche Beziehung, eine schwächere Verbindung zwischen Kindern und ihren Vätern, eine stärkere individualistische Orientierung seitens beider Partner und einen häufigeren Wechsel in den Beziehungen impliziert.

Auch wenn nicht übersehen werden soll, dass die aktuelle Situation mit dem Vorteil verknüpft ist, leichter, als dies bei früheren Generationen der Fall war, aus einer unglücklichen Ehe auszutreten und eine individuelle Freiheit verbunden mit persönlichem Zuwachs wiedergewinnen

zu können, so sind doch die Konsequenzen in Abhängigkeit von der Perspektive des jeweiligen Betrachters unterschiedlich. Das gegenwärtig bei Partnerbeziehungen vorherrschende Muster der seriellen Monogamie kann vielleicht die Bedürfnisse mancher Erwachsener besser befriedigen als eine lebenslange erzwungene Ehe, es ist jedoch unwahrscheinlich, dass es den Bedürfnissen von Kindern am besten entspricht. Vielmehr legt dieses Muster die Grundlagen für die soziale Perpetuierung ehelicher Instabilität und anhaltend hoher Scheidungsraten.

Von daher sind wir auf dem besten Weg, den Transformationsprozess unserer Gesellschaft in eine Richtung zu lenken, deren Komponenten sich gegenseitig verstärken und soziale Instabilität begünstigen.

Angesichts dieser Entwicklung werden Stimmen laut, die auf die gravierenden Folgen von Scheidung vor allem für die Kinder, ihre Eltern, die Familie und für die Gesellschaft insgesamt, hinweisen und nach neuen Konzepten zur Regelung der Scheidungsfolgen verlangen. In engem Zusammenhang mit einem veränderten Scheidungsverhalten steht von daher die Verlagerung von Schwerpunkten hinsichtlich des Sorgerechts, wie zum Beispiel die Betonung gemeinsamer elterlicher Verantwortung während und nach einer Scheidung und die Etablierung umfassender Umgangsmodelle, mit Betonung auf dem Recht des Kindes auf Umgang mit beiden Eltern. Auch die differenziertere Bewertung der Ein-Eltern-Familien und ihrer Auswirkungen auf die Entwicklung der Kinder, generell eine Normalisierung der Nachscheidungsfamilie, stellen Schritte in Richtung Bewältigung der mit einer Scheidung zusammenhängenden Problemstellungen dar.

In der Debatte, wie der De-Institutionalisierung der Ehe (und steigender ehelicher Instabilität) begegnet werden könnte, lassen sich *zwei unterschiedliche Positionen* erkennen:

Eine *traditionelle Richtung* versucht durch Verschärfung des Scheidungsrechts bzw. durch Veränderung der Eingangsbedingungen für die Ehe das Problem in den Griff zu bekommen. Ein klassisches Beispiel hierfür ist das Louisiana Covenant Marriage Law von 1997, in dem die Auflösung der Ehe, die auf Lebenszeit geschlossen wurde, erschwert wird. Diesem Bemühen liegt die Philosophie zugrunde, dass die juristische Scheidung insbesondere für Paare mit Kleinkindern nicht wünschenswert ist, um die negativen Auswirkungen auf die Kinder zu mindern. Eine solche Rechtsordnung, die auf dem Schuldprinzip aufbaut, strebt an, den Partner zu begünstigen, der verheiratet bleiben will und versucht die moralische Bedeutung von Ehe und Familie zu stärken. Eine Scheidung kann, diesem Verständnis zufolge, nur einvernehmlich erfolgen, anderenfalls sollten Wartezeiten von mehreren Jahren auferlegt werden.

Eine Gesetzgebung, deren Ziel es ist, Scheidung zu verhindern, ist aus verschiedenen Gründen problematisch: Höhere Barrieren gegenüber Scheidung würden mehr Kinder in stark konfliktbelasteten Familien festhalten. Eine Rückkehr zum Schuldprinzip ist besonders kritisch zu sehen, da dies den Scheidungsprozess noch feindseliger gestalten würde als bisher, was negative Konsequenzen für die Kinder haben dürfte. Darüber hinaus würde auf diese Weise die Zahl informeller Trennungen erhöhten, was für Kinder kaum besser ist. So sind getrennt lebende Mütter psychisch stärker belastet und haben größere ökonomische Probleme als geschiedene Mütter. Schließlich tragen Barrieren gegenüber einer juristischen Scheidung wenig zur Lösung zugrunde legender Probleme bei, die eine Ehe unglücklich machen.

Gemäßigtere Gesetzesvorschläge reduzieren die Bedeutung des Schuldprinzips auf die Eigentumsaufteilung und die Bestimmung des Ehegattenunterhalts, und sie schreiben die Inanspruchnahme von Beratungsangeboten (Pflichtmediation bzw. Pflichtberatung) vor, wobei die

Betonung eher auf Versöhnung und Aufrechterhaltung der Ehe liegt als auf Trennung und Scheidung.

Andere Ansätze wiederum versuchen, die Ehe als stabilen und attraktiven Weg für Paare neu zu beleben und zu reinstitutionalisieren. Als geeignete Maßnahmen werden u. a. eine Pflichtberatung zur besseren Vorbereitung auf die Ehe, oder sogar eine Wartezeit bis zur Heirat genannt, um einen besonnenen Eintritt in die Ehe zu ermöglichen. Es wurden zudem eine Stärkung der finanziellen Unterstützung für Familien mit Kindern oder ökonomische und soziale Anreize für Jugendliche gefordert, z. B. in Hinblick auf gute Schulbildung, die als Puffer gegenüber früher Ehe und Elternschaft sowie als geeignetes Mittel zur Verbesserung der Berufsaussichten betrachtet werden.

Auch aus einer neo-konservativen Perspektive heraus wird neuerdings die Bedeutung des Vaters für eine gesunde Entwicklung der Kinder hervorgehoben. Man erwartet, dass ein verstärktes väterliches Engagement zur Reduktion nicht ehelicher Geburten und zur Ehestabilität beiträgt. Das gemeinsame Ziel all dieser Bemühungen ist die Verhinderung von Scheidung.

Der Schwerpunkt einer *liberalen Position* liegt hingegen in der Bewältigung der Konsequenzen, die aus einer Scheidung resultieren, wie z. B. die ökonomische Unterstützung für alleinstehende Mütter und ihre Kinder. Dieser Auffassung nach resultieren die meisten Schwierigkeiten von Kindern nicht aus der jeweiligen Familienform, sondern primär aus den ökonomischen Belastungen ihrer Mütter.

Andere Reformvorschläge in dieser Richtung versuchen, das Wohlergehen der Kinder nach dem Prinzip „children first“ zu sichern. Regelungen dürfen nicht getroffen werden, bevor die Interessen der Kinder gewährleistet und ihre Grundbedürfnisse befriedigt sind. Generell stellen diese Modelle die schwächeren Teile des Familiensystems in den Mittelpunkt. Ferner werden detaillierte Betreuungspläne und die Ausarbeitung von konkreten Modellen zur Ausgestaltung der Beziehungen des Kindes zu seinen geschiedenen Eltern gefordert. Vorschläge dieser Art befürworten die gemeinsame elterliche Verantwortung gegenüber den gemeinsamen Kindern. Auch Maßnahmen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf, wie z. B. qualitativ gute ausserfamiliäre Betreuungsangebote, sind Bestandteil einer solchen Konzeption.

Aus einer liberalen Grundhaltung heraus versucht man jedoch, aus der Ehe wieder eine attraktive Lebensform zu machen. So wird die Frage aufgeworfen, ob ein einziges Ehemodell der Vielfalt heutiger Familienformen und den Bedürfnissen beider Partner gerecht werden kann und es werden unterschiedliche Ehe-Modelle befürwortet, darunter auch ein Modell der Ehe auf Zeit, wobei bereits bei der Heirat Regelungen für den Fall einer Auflösung der Ehe vereinbart werden sollen. Beratende Hilfen vor einer Scheidung sollen dazu beitragen, diesen Prozess rationell zu gestalten.

Meine Auffassung ist, dass sowohl die traditionelle wie die liberale Sicht und daraus resultierende Lösungsansätze keine befriedigenden Antworten für die Familien von heute bereitstellen. Ein Ausweg könnte vielmehr in der Stärkung von Paaren und Familien dahingehend bestehen, ihre Selbstregulierungskräfte zu fördern und die Kompetenzen zu erweitern, die das Zusammenleben für beide Partner befriedigend und sinnerfüllend gestalten. Nicht mehr der Staat oder die Gemeinschaft und zunehmend weniger die Verwandtschaftsnetze werden Ehen und das Familienleben steuern: Vielmehr wird es auf die Selbstregulation der einzelnen Familienmitglieder ankommen, welche äußerem Zugriff zunehmend weniger zugänglich ist. Man muss also die Widerstandskraft, die Selbstwirksamkeit der Familie stärken. Gerade darin

könnte ein Kriterium zeitgemäßer Familienpolitik angesehen werden. Die Jugendhilfe blieb dem Prinzip einer gewährenden Philosophie treu. Diese weit verbreitete aber gleichwohl nicht mehr von den Menschen akzeptierte Politik hat den Platz frei zu machen für ein dialogisch-partizipatorisches Modell, das eine aktive Mitwirkung auf partnerschaftlich-dialogischer Ebene das Verhältnis zwischen Staat und Bürger neu organisiert wird.

Die Forschung hat einige Ansätze hierfür geliefert: Feministisch orientierte Forscher/innen befürworten eine Entwicklung, die Pluralität von Familien positiv bewertet, da sie zur Diversität von Lebensstilen und von Geschlechterrollen beitragen und die Chancen des Patriarchats reduzieren. Die Antwort sollte nicht eine Stigmatisierung der Scheidungsfamilie und vor allem der Kinder und schon gar nicht die Rückkehr zu einer idealisierten traditionellen Familienform sein, die es so nie gegeben hat. Veränderungen in den Familien, wie sie heute beobachtet werden, können nicht rückgängig gemacht werden. Eine neue Politik sollte der Familie, unabhängig von ihrer Form, helfen, Risiken zu reduzieren und auf ihre Ressourcen zurückzugreifen.

Franz-Xaver Kaufmann hat zu Recht das Fehlen einer expliziten Familienpolitik in Deutschland bemängelt. Bislang gibt es nur eine implizite Familienpolitik, die sich aus unterschiedlichen Bereichen zusammensetzt: Frauenpolitik, Steuerpolitik, Sozial-, Arbeits- und Wohnungspolitik sowie Kinderpolitik, um nur einige zu nennen. Das macht bei weitem noch kein konsistentes familienpolitisches Konzept aus. Vielmehr wird eine Politik benötigt, welche die Pluralität der Familienformen bejaht und darin einen gesunden Mechanismus der Entwicklung und Anpassung des Familiensystems erblickt. Wir benötigen eine Familienpolitik, welche die qualitativen Veränderungen auf allen Ebenen des Familiensystems, wie sie sich in den zurückliegenden Jahren vollzogen haben, berücksichtigt und zur Kenntnis nimmt, dass die Familien von heute ihre Entwicklung nicht auf Kontinuität, sondern in einem hohen Ausmaß auf Diskontinuität aufbauen müssen.

Neben den bisherigen zwei Säulen der Familienpolitik, nämlich neben der Bereitstellung finanzieller Hilfen und dem (noch ergänzungsbedürftigen) Ausbau der Betreuungssysteme für Kinder, wird nunmehr eine *dritte Säule der Familienpolitik* in besonderer Weise benötigt: Stärkung der Familienkompetenz und der Kompetenz ihrer Mitglieder über alle Phasen der Entwicklung hinweg und in allen Lebensphasen, damit Familien sich mit den schnellen Veränderungen auf allen Ebenen der Gesellschaft zurecht finden können.

In der LBS-Familien-Studie konnte beispielsweise nachgewiesen werden, dass die Mehrheit der jungen Paare, die ihr erstes oder zweites Kind zur Welt bringen, eine erhebliche Beeinträchtigung in der Qualität ihrer Partnerbeziehung erfahren. In einer für das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend durchgeführten, von mir geleiteten Studie zeigte sich darüber hinaus, dass jungen Paaren in dieser Lebensphase effektive Hilfe geboten werden kann, die das Auftreten der genannten Probleme weitgehend vermeiden bzw. deren angemessene Bewältigung ermöglichen lässt.

Ähnliches gilt auch für den Bereich der Scheidung. Über 500 Programme liegen international bereits vor, die Scheidungsfamilien helfen können mit dieser Lebensphase effektiv umzugehen. Im Juli dieses Jahres hat in Washington DC. eine interessante Konferenz stattgefunden, in der die (amerikanischen) Programme zur Stärkung der Familie präsentiert wurden. Es beeindruckte die Fülle und die Qualität dieser Programme, die sich sowohl auf die Partnerschaft als auch auf die Elternschaft beziehen. Auch in Deutschland hat u.a. Professor Hahlweg mit seinen Mitarbeitern auf diesem Gebiet exzellente Arbeit geleistet.

Es gilt demnach, diese dritte Säule der Familienpolitik zu entwickeln und dabei vor allem auf präventive Angebote zu setzen. So haben die Forschungsarbeiten von Professor John Gottman an der University of Washington in Seattle deutlich gemacht: Scheidungsprophylaxe beginnt spätestens mit der Phase des Übergangs zur Elternschaft. Auch die Bildungspolitik muss ihren Beitrag leisten: Sie unterlässt es bis jetzt systematisch, unsere Jugendlichen auf ihre wichtigste Rolle im Leben vorzubereiten, nämlich die des Vaters, der Mutter und des Ehepartners. Eine so definierte Familienpolitik wird erstmalig auch *Partnerschaft* als genuinen Aspekt familienpolitischen Handelns definieren und dem Motto folgen: wenn die Familie die Zelle der Gesellschaft sei, dann ist eine funktionierende Partnerbeziehung die Zelle der Familie. Wir sind weit davon entfernt, eine solche Familienpolitik zu haben.

Institutsanschrift:
Staatsinstitut für Frühpädagogik
Prinzregentenstr. 24
80538 München
Tel. (089) 21 234 201
Fax (089) 21 234 222
Homepage: www.ifp-bayern.de